Nummer 116 Sonnabend, 17. Mai 1924

Berliner Familien-Zeitung

Zwischen den Dünen

ROMAN VON KURT KÜCHLER

[39. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Nach langen Minuten, oder nach Stunden, er wußte es nicht, entdeckte der regungslos dastehende Mensch, daß sein hinabstarrender Blick um einen Halm geklammert war, der aus dem flutenden Sand einsam und dürftig herauswuchs, mit schmalen und langen Blättern, mit dürrer und tauber Aehre, und immer kleiner wurde im weißen Sand, der stieg und stieg, unendlich langsam, und die spitzen Blätter verschlang, bis auch die Aehre verschwanden und nichts mehr da war, als eine glimmende Woge von Sand, die unheimlich zu schwellen schien, aus unsichtbaren Minnsalen unaufhörlich genährt.

Plötzlich erkannte der Mann, daß er selber fast bis zu den Knien im Sande stak, der zusehends wuchs, Stück um Stück, über die Kniescheibe hinweg und kriechend die Schenkel hinauf, wie Wasser um ein leckgewordenes, untergehendes Schiff.

Er stierte hinab. Sein Gesicht blieb unbewegt und hart wie Eisen. In ihren Höhlen eingefroren lagen die Augen wie Augeln aus Stein.

Sand, Sand . . . Baut um einen Toten ein Grab . . .

Es war kein Grauen, das ihn befiel, dumpf, ein Staunen, grausam, fast höhnisch.

Wie er heraufkam, der Sand . . . bleich wie Leinen, schleichend, tückisch, unablässig, ein Knirschen wie von mahlenden Zähnen. Er hörte es nicht, denn der Wind um ihn her schrie gellend wie Stimmen von Geiern, die heiser waren und hungrig nach verwesendem Aas, und aus der Ferne, schwer und dunkel, das Tönen rollenden Donners von den Schlachtfeldern der Meere. Er fühlte mit dumpfem Bewußtsein, wie der heraufkriechende Sand die Fingerspitzen berührte, und über die Hände hinschwoll wie Schaum, der höher und höher stieg, die steif hängenden Arme hinauf, über die Brust hinweg, fast bis zum Hals.

Plötzlich fuhr es durch sein Gehirn wie der Schlag eines Blitzes.

Ich habe einen Menschen ermordet . . . Der Sand . . . der schleichende Sand darf nicht mein Totengräber sein . . . verflucht der Sand, der unter Gottes Donner einen Mörder feige und verschwiegen verscharrt! Eine halbe Minute noch starrte er über das weiße, schwellende Meer, das schon das Kinn berührte. Dann riß er plötzlich die Arme herauf, schlug sie umher und begann wild zu kämpfen. Die Hände gruben und gruben. Mit gekrümmten Knien bäumte sein Körper sich grimmig gegen den zähen und breiigen Sand, der sich zornig zu wehren schien, und endlich, unter dem übermächtigen Druck ächzend, entwich. Keuchend, Schweiß auf der Stirn, mit mühsam befreiten, wie aus schwerflüssigem Blei herausgezogenen Knien kroch er empor, wie ein zum Leben erstandener Toter aus der mit eigenen Händen aufgebrochenen Gruft.

41.

Die Nacht kam herauf, mit ihr entschlief der Wind. Nach langem, mühseligem Wandern stand Bork am Rande einer breiten, von Wagenspuren und Pferdehufen gezeichneten Straße. Aus der wogenden Nimmung der Nordsee war rund, groß und triefend gelb der Mond aufgestiegen, hatte sein weiches, glimmendes Licht über das ruhelos schwankende Meer gespült, über die flachen Dünen des Strandes hinweg bis zu den Füßen des einsamen Mannes, der unschlüssig dastand, ob er nach rechts schreiten sollte oder nach links. Der Mond stieg höher und höher, wurde kleiner und weiß und lag bald hoch im wolkenbefreiten Himmel, darin die Sterne erwachten, aufstrahlten und funkelnd sich spiegelten im Blick des Mannes, der hinaufschaute, staunend, als sähe er, aus ewiger Finsternis tauchend, zum ersten Male Sterne. Ueber sein hartes Gesicht breitete Stille sich aus, die alle Falten verwischte. Es war kein Sturm mehr in seiner Brust, kein Sturm in der Luft um ihn her. Nur noch ein Tönen war da, wie Klang aus unendlichen Sphären, und das dunkle, schwermütige Rauschen der See, die, müde nach rasenden Kämpfen, den Frieden begehrte.

Plötzlich horchte er auf. Klangen irgendwo Glocken? Er lauschte. Nein, kein Klang von Glocken, ein fernes, helles Geklingel wie Schellengeläut.

Er hörte, wie mit knirschend mahlenden Rädern und stampfenden Hufen ein Wagen den breiten Sandweg heraufkam. Er blickte auf, als eine heisere, heftig erstaunte Stimme ihn traf.

„Hallo, Kapitän Bork!"

Bork gab keine Antwort. Ohne Verwunderung, ihn so unvermittelt zu sehen, sah er im schwerfällig herannahenden Wagen den Oberlotsen Jes Nielsen, der sich mit Hilfe der Krücken aus seinem Eckfitz emporgereckt, dem Knecht auf dem Führerbock ein lautes, aufgeregtes „Stopp!" zugerufen, und nun mit weit aufgerissenen Aeuglein den Mann anstierte, der reglos am Wegrand stand, scharf beleuchtet vom höhergestiegenen Mond, über und über bedeckt mit fahlglimmendem Staub, Sand im zerwühlten Haar, Sand in den Taschen des aufgerissen hängenden Rockes und Sand in den hohen Schäften der Stiefel.

Als sei er locker geworden, wackelte zwischen den spitzigen Schultern der uralte, magere Kopf.

„Mensch . . . was stehst du da?"

Das Staunen, das sich verstärkte, machte seine brüchige Stimme dunkel und hohl.

„Mensch, Mensch," wiederholte er dumpf, „was stehst du hier . . . was hast du für Augen?"

Da Bork noch immer schwieg, stieß er zweimal mit seinen Krücken heftig auf den Holzboden des Wagens.

„Steig ein!" rief er unwirsch, fast zornig. „Man friert, wenn man nicht fährt!"

Schweigend, Blick und Gesicht unverändert, bestieg Bork den Wagen, setzte sich in den Küfitz neben den Oberlotsen, der sich in seiner Ecke zurechtrückte und das breite, weiße, dickwollige Schaffell, das von den Knien gerutscht war, mit fröstelnden Fingern heraufzog bis über die Brust, aus der es beim Atmen sonderbar pfiff.

Das schwere, dänische Pferd, dampfend von Schweiß, setzte sich langsam in Gang.

„Ich habe den Krämer Twist erschlagen!" hörte plötzlich der Oberlotse die schwere, dunkeltönende Stimme des Mannes, der aufgereckt neben ihm saß, mit großem, ungewohnt glänzendem Blick an dem Führer vorbei in die mondlichte Nacht schaute, in der am Rande des Weges mit winternackten Geäst schmächtige, vom ewigen Wind schrägegewachsene Bäume standen, im lichten Dunst wie lange, schief in den Erdboden gesteckte Besen.

Der Oberlotse schwieg eine Weile. Dann sagte er heiser, ohne sich in seinem Schaffell zu rühren: „Ich weiß, ich weiß. Einer aus Skagen brachte die Nachricht, als wir zu speisen begannen." Mit kleinen Augen blickte er schief zu Bork. „Auch die Taneeren ist tot . . . und das Kind, das sie trug!"

Als keine Antwort kam, fragte er kurz:

„Geflüchtet?"

Borks Stirn zog sich finster zusammen.

„Ja . . ." sagte er schwer, „vor dem Grauen. Doch nicht vor den Toten." Und dann, nach einem Atemzug tief aus der Brust, den Blick starr geradeaus, mit einer klaren und entschlossenen Stimme: „Und nicht vor dem Richter!"

„So so."

Er schwieg eine Weile, stierte an Borks bleichem Gesicht vorbei und sagte plötzlich, scharf, mit heftig röchelndem Atem: „Auch der Amtmann ist tot. Gift genommen, als er uns zutrank am Ende der Tafel. Hat sich, weiß Gott, einen guten Abgang verschafft. Da sehn Sie," er zog mit einem kurzen, unheimlichen Lachen die Hand aus dem Fell, „ihm zu Ehren halbmast geflaggt."

(Fortsetzung folgt.)

Jugendwinkel

Ferdinand Cortes der Eroberer

Sicherlich wißt Ihr alle, wann Amerika entdeckt wurde. Oder etwa nicht, faule Gesellschaft? Um so mehr wißt Ihr natürlich von den Indianern, die Columbus antraf, als er 1492 in Amerika ankam. Diese Leute hat aber eigentlich nicht Columbus entdeckt, sondern der spanische General Cortez, der 25 Jahre später herüberkam und als erster das Festland von Amerika durchstreifte,

Dieser General erzählte folgendes über seine Entdeckung: Als er landete, stieß er auf ein großes Indianerheer, wohlbewaffnet mit Spießen, Bogen und Pfeilen. Sie beschossen ihn heftig; als aber dann Cortez mit seinen Reitern auf sie losging, flohen sie entsetzt, denn sie hatten noch nie ein Pferd gesehen und glaubten, Mann und Pferd seien zusammengewachsen, und diese Ungeheuer seien große Götter. — Nach vielen Abenteuern kam Cortez mit seinen 500 Spaniern glücklich in der Hauptstadt Temiztitan (heute Mexiko) an, wo der große Indianerkaiser Montezuma regierte. Der saß auf einem Thron von echtem Gold und war unermeßlich reich. Er hatte viele herrliche Schlösser; eins davon, das ganz aus Marmor gebaut war, hatte in dem großen Schloßpark einen richtigen Zoo. Zehn Teiche mit seltenen Fischen und Wasservögeln, ein großes Haus mit Raubvögeln, auch viele Löwen und Tiger, Wölfe und Füchse waren da. In dem schönsten Schloß aber hielt der Kaiser Hof. Cortez erzählte, man konnte von morgens bis abends darin herumwandern, ohne einen Ausgang zu finden, so viele Säle und Höfe hatte es. Wenn der Kaiser speiste, kamen täglich viele hundert Gäste zu ihm, denn Küche und Keller des Schlosses standen jedermann offen. — So lebten die Indianer in Frieden und Reichtum, als Cortez zu ihnen kam. Dem stach aber das viele Gold in die Augen, darum begann er einen furchtbaren Krieg. Nach kurzer Zeit waren von der ganzen Pracht nur noch rauchende Trümmerhaufen übrig, und Millionen von Indianern wurden getötet. Heute ist dieses ehemals große und edle Volk fast ausgestorben.

*

Wenn zwei das gleiche tun, ist es nicht das gleiche

Eine Tiergeschichte aus dem Lande der Kabylen (Afrika).

Das Rebhuhn rollte sich im Walde, bis seine Federn schön gemustert wurden. Das Rebhuhn pickte auf den Felsen, bis sein Schnabel rot wie Blut wurde. Das Rebhuhn blickte in den Himmel, bis seine Augen blau wurden. Dann kam das Rebhuhn vom Berg herunter. Es begegnete einem Esel, der sagte: „Du bist so schön, daß du auf mir reiten mußt." Das Rebhuhn bestieg den Esel und ritt in die Ebene.

Das reitende Rebhuhn begegnete dem Schakal. Der Schakal sah das Rebhuhn. Der Schakal fragte: „Wie bist du so schön geworden?" Das Rebhuhn sagte: „Ich habe mich mit den Federn im Walde gewälzt; ich habe mit dem Schnabel den Felsen gepickt; ich habe mit den Augen in den Himmel gesehen."

Der Schakal sagte: „Das werde ich auch tun."

Der Schakal rollte sich im Walde. Da fielen seine Haare aus. Der Schakal stieß die Schnauze auf den Felsen. Da brachen die Zähne heraus. Der Schakal stieg auf einen Berg und blickte in den Himmel. Da wurde er blind. Er stieg vom Berge herunter; weil er aber blind war, konnte er einen Abgrund nicht sehen. Er stürzte den Abgrund herunter.

*

Wie schnell ein Urwald entsteht

Oder sagen wir lieber, wie langsam er entsteht, denn es gehört fast ein Menschenalter dazu. Wieviel Zeit ein deutscher Kiefernwald zum Auswachsen braucht, habt ihr sicher schon gehört oder selbst beobachtet. Schnell geht es auch nicht gerade — wenn ihr euch nach einem Jahr eine kleine Schonung ansetzt, dann merkt ihr, nur wenn ihr sehr genau achtgegeben habt, daß alle Bäumlein ein paar Zentimeter höher und breiter geworden sind. Aber geht nur nach 30 Jahren hin, dann ist es schon ein stattliches Wäldchen mit Bäumen rank und stark in Reih und Glied. Wie ist's nun mit dem Urwald? — Da müssen wir uns ein paar tausend Meilen südwärts begeben, und zwar diesmal nach den Kralataninseln, die einmal durch einen vulkanischen Ausbruch aller Vegetation beraubt wurden. Gelehrte haben das Entstehen einer neuen Flora verfolgt. Durch Wind, Vögel und Meeresströmungen wurden die Samen vom Festland, das 25 Meilen entfernt war, übertragen. Nach drei Jahren bereits stellte man fest, daß 25 Pflanzenarten auf den Inseln Fuß gefaßt hatten. Nach 20 Jahren boten die Inseln den Anblick einer Steppenlandschaft. Und nach 40 Jahren war an Stelle des lockeren Baumwuchses ein typischer Urwald getreten, dessen Aeste und Stämme mit zahlreichen Lianen überwuchert waren, und nur mit großer Mühe konnte sich der Mensch einen Weg bahnen. Vierzig Jahre — geht acht, so etwas kann man nur einmal erleben.

*

Achtung, großer Zauber!

Morgen früh, wenn's Wetter schön ist und ihr eine Landpartie macht, dann nehmt euch Papier und Bleistift mit, und wenn Vater draußen in Schlehdorn seine Weiße getrunken hat, dann gebt ihm 'mal folgende Aufgabe auf: Ihr zeichnet in ein Viereck 64 Felder, so daß die Sache gerade wie ein Schachbrett aussieht. Dann soll Vater mal dieses Viereck so zerschneiden und wieder zusammensetzen, daß von den 64 Feldern nur noch 63 übrigbleiben. Er darf aber natürlich nicht etwa einfach ein Viereck wegschneiden oder überkleben. Mogeln gibt's nicht!

Fragt sich nur, ob ihr selber den Zauber auskriegt! Wie diese rätselhafte Aufgabe gelöst werden kann, das wird erst nächsten Sonnabend verraten.

Bilderrätsel

Niederlage

Zwei Esel tummeln sich im Garten,
zwei Ziegen schleckern an den Weißdornhecken,
zwei Chinamänner voller Ruh' in jenem Häuslein warten,
dessen Wände aus Papieren sich im Winde recken.

„Dsching", sagt der eine höhnisch lachend,
schlürft süßlich lächelnd drauf die Schale leer,
wirft sie dem Vetter an den Kopf, und krachend
zerschellt er noch der Dinge manche mehr.
Dann herrscht für zehn Minuten Frieden,
die Vettern liegen schnarchend auf den Matten,
im Kessel hört es auf zu sieden. —
In finst'ren Winkeln regen sich die Ratten
und flüstern sich in ihre spitzen Ohren:
Heut', ja heut' hat Dsching verloren. —

*

Ein lustiger Racheakt

Die Geschichte dreht sich um einen berühmten französischen Mechaniker namens Vaucanson. Dieser hatte den Seidenfabrikanten Lyons Verbesserungen der Webstühle vorgeschlagen, von denen die Herren Direktoren nichts wissen wollten. Erbost darüber, konstruierte er, um die alte Webemethode lächerlich zu machen, eine Vorrichtung, durch welche ohne jede menschliche Hilfe ein Esel Seidenzeug weben konnte, und diese Arbeit auch zur Belustigung zahlreicher Zuschauer ausführte. In dem Hause Vaucansons in Paris kann man heute noch die seltsame Webemaschine bewundern, ebenso ein Stück geblümten Wollstoff, den der langohrige Weber fertigte.

*

Lösung

Habt ihr auch nicht zu sehr geschwitzt beim Rätselraten? Wer sich gar nicht erst angestrengt hat, dem wird's hier leicht gemacht.

Schnell kaputt ist das Ei
und
zusammengesetzt ist die Armbrust.